

Dorothea Stiller



Samtpfoten auf Verbrecherjagd



**Mörderisches Somerset:
Samtpfoten auf Verbrecherjagd
von Dorothea Stiller**

Ach, herrlich! Es schneit! Wie wunderbar. Womöglich bekommen wir noch weiße Weihnachten. Ich liebe diese Zeit im Jahr. Auf dem Marktplatz wird heute der große Tannenbaum aufgestellt, denn es ist Ende November, und dann wird hier in Glastonbury wieder die Frost Fayre gefeiert. Draußen gibt es viel zu sehen – und zu schnuppern. Warme, süße Düfte, die es das ganze Jahr über nicht zu riechen gibt, liegen in der Luft, die Menschen musizieren viel, und überall herrscht eine feierliche Stimmung.

Und für mich gibt es kaum etwas Schöneres, als nach so einem Streifzug durch die mit Lichtern geschmückten Straßen durchgefroren und mit nassen Tatzen ins Warme zu kommen, etwas Gutes zu essen und dann mit meinem besten Kumpel satt und zufrieden hier oben im Bogenfenster zu liegen, den Schneeflocken zuzuschauen und daran zurückzudenken, wie wir beiden im vergangenen Jahr das Weihnachtsfest gerettet und ein Verbrechen aufgeklärt haben.

Aber vielleicht sollte ich mich zunächst einmal vorstellen. Mein Name ist Ozzy. Da die weniger Belesenen unter Ihnen vielleicht denken werden, ich sei ein Fan dieses Krachs, den manche Zweibeiner Musik nennen, lassen Sie mich ergänzen, dass es sich dabei um eine Kurzform von Ozymandias handelt, der gräzisierten Version des Thronnamens User-maat-Re, des Pharaos Ramses II. Gleichzeitig handelt es sich dabei um den Titel eines Gedichts von Percy Bysshe Shelley. Und - bevor Sie fragen - ja, das Gedicht wurde offenbar in der populären Fernsehserie Breaking Bad zitiert und nein – ich habe sie nicht gesehen. Das mag darin begründet sein, dass sich mir das pri-

mitive Vergnügen nicht erschließt, dem trägen menschlichen Auge durch eine Aneinanderreihung von Einzelbildern vorzugaukeln, es handle sich um fließende Bewegungen. Als Angehöriger der Spezies *Felis silvestris catus* sehe ich viel besser und kann der hektischen Bildfolge nichts abgewinnen.

Für diejenigen unter Ihnen ohne Lateinkenntnisse werde ich es noch einmal anders formulieren: Ich bin ein Kater, genauer gesagt ein Maine Coone Kater, gesegnet mit überdurchschnittlicher Intelligenz und einem beeindruckenden Stammbaum. Doch auch die Besten unter uns sind nicht vor Schicksalsschlägen gefeit, und so landete ich nach dem Tod meiner menschlichen Gefährtin in einer Institution, die von den Menschen Tierheim genannt wird. Lassen Sie sich von dem harmlosen Namen nicht täuschen, denn heimelig ist hier gar nichts. Rau geht es zu, der ewige Lärm unzähliger eingesperrter Kreaturen raubt einem den Schlaf, es herrscht das Recht des Stärkeren und das Essen – nein, davon will ich gar nicht reden.

Für Katzen mit Lebenserfahrung, so munkelte man, sei dies oft eine Endstation. Jüngere, agilere Katzen und Kater fanden schneller neue menschliche Gesellschaft. So verbrachte ich ein ganzes Jahr in dieser Vorhölle, ein Jahr meines Katzenlebens, über das ich nicht gerne spreche. Doch auch in den trostlosesten Zeiten können wir Glück finden. Manchmal sind es gerade die harten Prüfungen, die uns das Leben auferlegt, die uns die größten Segnungen bescheren.

Das erste Geschenk, das mir das Schicksal in jener furchtbaren Zeit machte, war die Freundschaft. Zugegeben, bisweilen fällt es mir schwer, den unermesslichen Wert dieses Geschenks zu schätzen, denn mein Freund Mac ist ... nun, um es freundlich auszudrücken, was Manieren, Auffassungsgabe und Haltung betrifft, von der Natur weit weniger gesegnet als ich.

Aber ich greife vor – Mac heißt eigentlich Macavity, benannt nach dem Napoleon des Verbrechens in T. S. Elliotts Old Possums Katzenbuch. Ja, es handelt sich dabei um das Werk, das als Vorlage für das Musical Cats diente.

Und genau so sah Mac auch aus: wie ein Erzverbrecher. Schlank, drahtig, mit verschlagenem Blick, einem eingerissenen Ohr und rot getigertem Fell. Ein mit allen Wassern gewaschener Straßenkater, so mochte man meinen. Sein ungehobeltes Äußeres, der rüde Umgangston und Mangel an guter Kinderstube verschafften ihm hinter Gittern den Respekt der Schläger und Ganoven. Sie machten einen Bogen um ihn und ließen ihn in Ruhe, und er sorgte dafür, dass sie aufhörten, mich zu drangsalieren. Wie sich herausstellte, war er nämlich, wenn man ihn erst kannte, ein recht harmloser und umgänglicher Bursche. Seither bin ich ihm in tiefer Freundschaft verbunden, all seinen kleinen Unzulänglichkeiten zum Trotz.

Das zweite Geschenk des Schicksals kam dann in Gestalt einer höchst eigenartigen Menschin in bunten Gewändern, die eines Tages im Tierheim auftauchte.

»Ich suche einen Kater«, hörte ich sie sagen. »Ein etwas ruhigeres Tier, gerne auch älter.«

Sofort erkannte ich meine Chance! Hastig putzte ich mich noch einmal, plusterte meinen Fellkragen auf, so gut ich konnte und nahm Haltung an. Ich musste mich in meinem besten Licht präsentieren. So ging ich gemessenen Schrittes an den Gittern auf und ab, zeigte mich von allen Seiten, setzte mich und ringelte den Schwanz elegant um die Beine.

»Das ist ja ein stattlicher Bursche!«, rief die Menschin. »Ein Maine Coone, nicht wahr?«

»Ja. Die Größe scheint viele Interessenten abzuschrecken. Er ist schon fast ein Jahr bei uns«, erklärte die Wärterin. »Wir haben ihn Larry genannt.«

Larry. Pah! Sehe ich etwa aus wie ein Larry? So hatten mich die Menschen im Tierheim getauft, weil die Verwandten meiner verstorbenen Menschin versäumt hatten, ihnen meinen Namen mitzuteilen, der damals noch nicht Ozzy lautete. Doch diese Zeit liegt lange zurück, und ich habe mich an meinen neuen Namen gewöhnt.

»Ein sehr schönes Tier«, stellte die farbenfrohe Menschin überflüssigerweise fest. Menschen haben einen erstaunlichen Hang dazu, allzu Offensichtliches auszusprechen. »Ich weiß nur nicht, ob er für den Buchladen nicht vielleicht ein wenig zu groß ist.«

Buchladen? Hatte ich da richtig gehört? Um zu verstehen, was nun geschah, müssen Sie wissen, dass ich Bücher seit früherer Jugend lieben gelernt habe. Meine erste menschliche Gefährtin war nämlich blind. Damit meine ich nicht die gewöhnliche Blindheit, mit der die Zweibeiner geschlagen sind und die sie daran hindert, in der Dämmerung gut zu sehen. Sie konnte wirklich nichts sehen – jedenfalls nicht mit den Augen. Aber sie liebte Bücher. Früher einmal hatte sie wohl selbst darin gelesen. Sie kannte den Zauber, mit dem man mit rätselhaften Strichen auf dem raschelnden weißen Material, das sie Papier nennen, im Kopf ganze Welten entstehen lassen kann. Aber trotz ihrer Blindheit konnte sie lesen. Dazu fuhr sie mit den Spitzen ihrer Pfoten über das Papier und ertastete winzige Erhebungen darin. Eines muss man den Menschen ja lassen, sie sind erfinderisch.

Da sie diese Fähigkeit jedoch nicht bereits als Kitten erlernt hatte, strengte sie das Lesen mit den Fingern sehr an, und sie genoss es, wenn andere Menschen ihr aus Büchern vorlasen, zum Beispiel ihre Enkelin Fanny. Immer, wenn Fanny ihrer Großmutter vorlas, war ich zur Stelle, saß auf der Armlehne des Sessels und hörte zu. Als Fanny noch jung und ungeübt

war, hatte sie die Angewohnheit, die Zeichen auf der Seite beim Lesen genauso mit den Pfotenspitzen abzufahren wie ihre Großmutter. So war ich in der Lage, mir durch genaue Beobachtung nach und nach die Bedeutung der schwarzen Zeichen, die sie Buchstaben nennen, zu erschließen.

Ja, Sie hören richtig. Ich gehöre zu den Glücklichen unter uns Katzen, die lesen können. Ein Zuhause in einem Buchladen zu finden, eröffnete da ganz neue Möglichkeiten. Ich musste es einfach schaffen, diese Menschin für mich zu gewinnen. Also vergaß ich für einen Augenblick meine mir angeborene Vornehmheit, stellte mich auf die Hinterbeine und sprang mit den Vorderpfoten gegen das Gitter wie ein Hund – Sie wissen schon, diese stets sabbernden und würdelosen Kreaturen. Ich winkte mit der Pfote und stimmte mit meiner schönsten Stimme einen der traditionellen Gesänge meines Volkes an.

»Oje, wie herzerreißend der Ärmste miaut!«, rief die bunte Menschin aus. »Du möchtest wohl mitkommen, was?«

»Jaaaa mjiaaaaa!«, rief ich verzweifelt.

»Ich fürchte, da muss ich wohl den Schreiner holen und eine größere Katzenklappe einbauen lassen.« Die Menschin lachte und stellte den Transportkorb ab. »Darf ich vielleicht reingehen und ihn streicheln? Schließlich möchte ich sichergehen, dass er mich auch leiden kann.«

Die Gefängniswärterin sperrte die Gittertür auf und ließ die Bunte eintreten. Als sie mir ihre Vorderpfote zum Begutachten hinstreckte, klimperten und klapperten glitzernde Ringe an ihrem Vorderbein. Das gefiel mir gut, und ich legte interessiert den Kopf schief. Ich näherte mich und schnupperte. Auch der Geruch war angenehm, freundlich, offen und natürlich, und sie roch herrlich nach Büchern. Sofort ergriff ich meine Chance und strich ihr um die Beine.

»Nanu? Na, du bist ja ein ganz Zutraulicher. Wir werden uns

wohl gut verstehen, was?«

Laut schnurrte ich meine Zustimmung und stieß den Kopf gegen ihre Vorderpfote.

»Dann ist es wohl eine entschiedene Sache. Ich nehme ihn«, sagte die Menschin, und ich war schon bereit, begeistert zuzustimmen, als mir Mac einfiel. Ich konnte ihn doch hier in dieser Hölle nicht alleine lassen.

»He!«, rief ich. »Schnell! Kumpel, komm her.«

Misstrauisch kroch er aus der mit künstlichem Fell verklebten Kiste, die ihm als Versteck diente, und kam zu mir herüber.

»Los, wickel sie ein und lass deinen Charme spielen. Das ist unsere Chance hier rauszukommen, vertrau mir!«, raunte ich ihm zu. Und so begann auch Mac, um ihre Beine zu streichen und sie zu stupsen.

»Nanu? Wer bist denn du?«, fragte sie.

»Oh, das ist Barry. Der kam vor etwa neun Monaten zu uns. Die beiden sind unzertrennlich geworden.«

»Unzertrennlich sagen Sie?« Die Menschin strich Mac über den Kopf. »Herrje, was machen wir denn da? Na ja, vielleicht ist es ohnehin besser, wenn er im Buchladen abends nicht so allein wäre. Mrs Norris von oben hat zwar versprochen, ab und zu nach ihm zu sehen, aber ... na ja, möglicherweise ist ein Freund gar nicht so schlecht. Was meinst du, Larry?«

Ich stupste gegen ihre Vorderpfote und rieb meinen Kopf gegen Macs.

»Was soll ich da noch sagen?« Die Menschin lachte und drehte sich zu der Wärterin um. »Ich nehme sie beide.«

Nachdem wir uns beide in den viel zu kleinen Transportkorb gequetscht hatten, trug uns die Menschin zu ihrem Auto – so nennen sie diese lauten und stinkenden Ungetüme, in denen sie sich gerne fortbewegen.

»Larry!«, schimpfte sie, als sie den Transportkorb auf den Vordersitz stellte. »Siehst du etwa aus wie ein Larry? Und Barry? Ts. Wenn wir im Book Nook ankommen, suchen wir euch zuallererst ein paar passendere Namen aus. Hoffentlich gefällt es euch dort.«

Tja, und das, meine lieben Freunde, ist die Geschichte, wie Mac und ich zu unseren Namen kamen und wie wir in Sheila's Book Nook, einem Buchladen in Glastonbury, einzogen, dem Ort an dem unser Abenteuer beginnt.

Der Laden ist nach Sheila benannt, der Freundin meiner Menschin, die leider inzwischen über die Regenbogenbrücke gegangen ist. Ich vermisse sie immer noch sehr. Meine etwas verrückte Menschin heißt übrigens Pomona. Sie hat sich über den Verlust ihrer Freundin hinweggetröstet, wie Menschen das so machen, sie hat sich einfach eine neue angeschafft. Die heißt June und ist sehr nett. In ihrer Tasche hat sie immer ein paar Leckerlis für uns, und manchmal, wenn gerade im Laden nichts los ist, liest sie uns auch vor.

Aber ich schweife schon wieder ab, denn eigentlich wollte ich euch ja erzählen, wie es dazu kam, dass Mac und ich Weihnachten gerettet und ein Verbrechen aufgeklärt haben. Damit könnt ihr euch die Wartezeit bis Weihnachten verkürzen, wenn die Menschen wieder die Hundetoiletten in ihre Häuser holen und sie mit wunderschönem Katzenspielzeug dekorieren, das man absurderweise nicht berühren darf.

Aber jetzt ohne weitere Umschweife zu unserer Geschichte.

»Und Karton Nummer drei«, sagte Pomona und stellte eine weitere Kiste mit Weihnachtsdeko vor dem Schaufenster ab. »Ach, ich freue mich schon so auf die Frost Fayre. Für mich ist

sie das Beste am Winter.«

June schüttelte lachend den Kopf. »Drei Kisten? Wo sollen wir das denn alles unterbringen? Ich schätze, wir sollten die Gelegenheit nutzen, um mal etwas auszusortieren.«

Pomona machte sich daran, die erste Kiste auszupacken. Eine Girlande mit Weihnachtssocken, ein Dutzend in Glanzpapier verpackte Styroporwürfel mit Geschenkschleifchen, einige Dosen Sprühschnee und ein hoffnungslos verknotetes Knäuel Lichterketten kamen zum Vorschein.

»Na, dann mal an die Arbeit.« June schnappte sich die Lichterketten und begann, das Knäuel zu entwirren. Die Aufgabe gestaltete sich allerdings schwieriger als gedacht, weil Mac fand, dass sich die wackelnden Kabel hervorragend als Spielgerät eigneten. »He, du kleiner Saboteur!«, rief June und stupste den frechen rotgetigerten Kater lachend in die Seite. »Kannst du nicht etwas anderes zum Spielen finden? Das hier ist auch so schon eine echte Sisyphusarbeit.«

Schließlich waren die Kartons geleert und der Inhalt nach Kategorien sortiert auf dem Boden des Verkaufsraums verteilt. Sie wollten gerade anfangen, das Schaufenster zu dekorieren, als es an der Ladentür klopfte.

»Oh! Das ist Rufus«, rief Pomona und rannte zur Tür, um ihm zu öffnen.

»Brr!«, machte Rufus, als er eintrat. Er trug einen Karton, dessen Boden sich gefährlich durchbog. »Ganz schön kalt ist es geworden. Ich bringe euch die Bücher. Nur grüne und rote, wie gewünscht. Wo soll ich sie abstellen?«

»Ach, Rufus, du bist ein Schatz!«, rief June und eilte hinzu, um ihm beim Tragen zu helfen. »Einfach hier auf den Aktions-tisch. Da ist Platz.«

»Kommst du damit aus?«, fragte Rufus. »Sonst kann ich noch mehr Bücher herausuchen.«

»Nein, nein, das sollte reichen«, wehrte June ab. »Du hast dir schon genug Mühe gemacht.«

»Verrätst du mir vielleicht jetzt, was du damit vorhast?«, fragte Pomona.

»Natürlich.« June lachte. »Das habe ich mal auf Pinterest gesehen. Ich möchte die Bücher hier in der Mitte des Aktionstisches zu einer Pyramide auftürmen und dann mit Lichterketten und einem Stern schmücken.«

»Ein Weihnachtsbaum aus Büchern!«, rief Pomona. »Klasse! Das sieht bestimmt toll aus.«

»Pinterest!« Rufus schüttelte den Kopf und wandte sich Pomona zu. »Man fragt sich, wie unsere Generation ohne Internet so lange überlebt hat, was?«

Mona grinste. »Tja, unsereins musste eben noch selbst kreativ werden.«

»Jaja, spottet ihr nur«, meinte June und begann, die alten Bücher aus Whalleys Antiquariat in der Mitte des Tisches zu stapeln. »Aber die moderne Technik hat auch ihre guten Seiten.«

Langsam nahm der Bücherbaum Gestalt an. Auf die Spitze setzte June einen großen Stern aus Glanzpapier, und in die Zwischenräume steckte sie bunte Christbaumkugeln. Zuletzt wickelte sie eine der Lichterketten um das Gebilde und führte das Kabel hinter dem Tisch zur Steckdose.

»Tadaaa!«, rief sie triumphierend, als der geschmückte Bücherturm im bunten Licht erstrahlte. »Na, was sagt ihr Spottdrosseln jetzt?«

»O June, das sieht wirklich toll aus!« Pomona klatschte begeistert in die Hände. »Was meinst du, wollen wir die bunten Päckchen unter den Baum legen?«

»Gute Idee. Außerdem habe ich einen Karton mit Titeln herausgesucht, die zu Weihnachten und Winter passen.« June war voll in ihrem Element. Sie liebte es, den alten Buchladen

ihrer Tante immer wieder mit kleinen Aktionen aufzupeppen. »Die können wir auf die Leisten im Schaufenster stellen, und was da nicht passt, legen wir hier auf dem Aktionstisch aus.«

»Soll ich euch helfen?«, fragte Rufus. »Ich hätte Zeit. Das Antiquariat bleibt morgen geschlossen. Ich glaube nicht, dass ich viel Kundschaft hätte. Bei der Frost Fayre gibt es so viel Spannenderes zu sehen. Mein Laden lebt vor allem von der Stammkundschaft.«

Tatsächlich würde die Innenstadt morgen voller bunter Marktstände sein, und auch im Rathaus, in den Assembly Rooms und den Kirchen St John und St Benedict könnte man Kunsthandwerk, Kuchen und allerhand Kleinigkeiten kaufen. Chöre würden singen und die Glastonbury Morris Dancers in ihren bunten Kostümen traditionelle Tänze aufführen. Den Ladenbesitzern brachte die Veranstaltung eine Menge Laufkundschaft, darum waren auch die meisten Geschäfte geöffnet. Doch Rufus hatte Recht: In all dem bunten Trubel wäre sein Antiquariat sicher kein Publikumsmagnet.

»Wenn du mich lässt, richte ich dir ein Shopsystem ein. Ich bin sicher, über das Internet könntest du noch sehr viele Kunden hinzugewinnen«, bot June an.

Whalley seufzte. »Vermutlich hast du recht, und ich sollte allmählich doch mit der Zeit gehen. Ich weiß bloß nicht, ob ich noch lerne, damit umzugehen. Einem alten Hund bringt man keine neuen Tricks bei.«

»Ach was, das ist wirklich kein Hexenwerk. Ich zeige es dir gerne.« June schenkte ihm ein aufmunterndes Lächeln.

Gemeinsam machten sich die drei Freunde nun ans Werk, und schon bald erstrahlten Verkaufsraum und Schaufenster des Buchladens in vorweihnachtlichem Glanz. Regale und Verkaufstische hatten sie mit künstlichen Efeuranken, Stechpalmenzweigen und Lichterketten geschmückt, und im Schau-

fenster standen Bücher mit winterlich-weihnachtlichen Covern und Titeln auf den schmalen Regalleisten, die mit weißen Papiersternen, Schneeflocken und Sternchen-Lichterketten dekoriert waren.

»Ich finde, so kann es bleiben. Hübsch und nicht zu überladen«, stellte June zufrieden fest.

»Ich füttere nur schnell Ozzy und Mac, und dann können wir in den wohlverdienten Feierabend starten«, verkündete Pomona. »Wollen wir noch zusammen etwas essen gehen? Ich finde, das haben wir uns verdient. Ich lade euch ein.«

»Sehr gern, heute zum Lunch hatte ich nur ein Sandwich«, erwiderte Rufus und lehnte sich an den Verkaufstresen. Als er die Spendendose bemerkte, die dort neben der Kasse stand, fischte er ein paar Münzen aus der Tasche seiner Anzughose und warf sie hinein.

»Danke, Rufus«, sagte June und schüttelte prüfend die Dose. »Hui! Die ist richtig schwer. Da ist inzwischen schon eine Menge zusammengekommen. Ich würde schätzen, etwa zweihundert Pfund.«

»Das ist toll. Das Tierheim wird sich sicher freuen. Die können jeden Penny gut gebrauchen«, meinte Rufus.

»Allerdings, erst recht nach Weihnachten«, bestätigte June. »Viele haben leider noch immer nicht gelernt, dass ein Tier kein geeignetes Weihnachtsgeschenk ist, und ein paar Wochen nach dem Fest quellen die Tierheime über.«

»Kinder, wir können los.« Pomona kam aus dem Hinterzimmer und warf sich ihren bunten Häkelponcho um. »Mac und Ozzy sind versorgt, und mir knurrt langsam auch der Magen.«

»Ente in feiner Soße. Mein Leibgericht.« Zufrieden leckte ich den Rest aus der Schüssel. »Und was hattest du heute?«

»Hm?«, machte Mac und sah schmatzend auf. »Äh ... keine Ahnung, irgendwas mit Hühnchen, glaub ich. War ganz okay.«

»Was sagst du, alter Junge, wollen wir uns einen kleinen Verdauungsspaziergang gönnen?«

Mac gähnte demonstrativ. »Ich weiß nicht. Es sieht kalt und ungemütlich aus. Ich dachte, ich lege mich oben ins Fenster, sehe den Zweibeinern draußen ein bisschen bei der Arbeit zu und mache ein kleines Nickerchen.«

»Es ist mir ein Rätsel, wie du so schlank bleibst, so bequem wie du geworden bist.« Ich reckte mich und hob den Schwanz. »Also, ich drehe mal eine Runde und sehe mir das Ganze aus der Nähe an.«

»Tja, was soll ich sagen? Gute Gene.« Mac strich sich mit der Pfote über die Nase und leckte sie sauber. »Okay, Kumpel. Ich hau mich oben hin. Viel Spaß draußen!« Damit huschte er aus dem Hinterzimmer, und kurz darauf hörte ich ihn die Treppe hinauftrappeln.

Nun, dann musste ich meine abendliche Runde wohl allein bestreiten. Schnell putzte ich mich noch ein wenig und zwängte mich dann durch die Katzenklappe ins Freie. Die feuchtkalte Novemberluft machte mir nichts aus, schließlich habe ich im wörtlichen Sinne ein dickes Fell.

Entlang der High Street, der Benedict Street und der Magdalen Street wurden bereits die Pavillons aufgebaut, unter denen morgen früh die Marktstände Platz finden würden. Auch am Anfang der Northload Street, in der sich der Buchladen befand, gab es Stände. Es gab viel zu sehen und zu schnuppern, doch bald schon setzte ein leichter Schneeregen ein, sodass ich auf meinem Weg Schutz unter Büschen, Bäumen und vorspringenden Gebäudeteilen suchen musste. Wasser ist nicht gerade mein liebstes Element.

Ich beschloss, den Streifzug kurz zu halten. Aber den großen

Weihnachtsbaum auf dem Marktplatz musste ich mir trotzdem noch ansehen. Morgen Abend um fünf würde dort in einem feierlichen Akt die Festbeleuchtung zum ersten Mal eingeschaltet. Das würde ich mir natürlich nicht entgehen lassen.

Aber vorerst hatte ich genug von diesem Schmuddelwetter und entschied, lieber noch auf einen Sprung bei meinem alten Nachbarn Clarence vorbeizuschauen. Das hatte ich ohnehin schon länger vorgehabt.

Vom Marktplatz aus lief ich die Northload Street entlang in Richtung Buchladen. Aus dem indischen Takeaway-Restaurant an der Ecke duftete es ganz verführerisch. Doch ich wandte mich ab und bog in den St John's Square ein, wo ich durch die Lücke im Bretterzaun hinter dem Ligusterbusch schlüpfte, um in den Hinterhof des Book Nooks zu gelangen. Der kleine, halbverwilderte Garten dort war das Reich von Mrs Norris, der Menschin, bei der Clarence lebte: ein Paradies voller Düfte, herrlicher Plätze zum Sonnenbaden und schattiger Verstecke. Außerdem war er ein ausgezeichnetes Jagdrevier, in dem Clarence, Mac und ich dafür sorgten, dass Mäuse und anderes Kleintier nicht überhandnahmen.

Wieder einmal konnte ich dem Duft der Katzenminze nicht widerstehen und wälzte mich ausgiebig darin, bevor ich über die Feuertreppe auf den kleinen Balkon der Wohnung über dem Buchladen kletterte. Wie gewöhnlich war das Schiebefenster im Arbeitszimmer leicht geöffnet, und ich schlüpfte hinein. Mrs Norris saß zusammengesunken im hohen Ohrensessel in der Ecke und schnarchte leise. Offenbar war sie, wie so oft, über ihrer Lektüre eingeschlafen. Leise, um sie nicht zu wecken, sprang ich vom Schreibtisch, wobei ich aus Versehen einige Bögen Papier hinunterfegte, und strich vorbei an den Mänteln und Jacken an der Garderobe ins Wohnzimmer, wo Clarence für gewöhnlich zu finden war.

Tatsächlich lag er zusammengerollt auf dem von Mrs Norris gestrickten Pouf neben dem Sofa und schien zu schlafen. Ich wollte ihn nicht erschrecken, also machte ich mich mit einem leisen Murren bemerkbar. Clarence hob träge den Kopf und blinzelte mich mit seinen leuchtend gelben Augen an. Sein linkes Auge schielte etwas, deshalb hatte Mrs Norris ihn nach dem schielenden Löwen in einer alten Fernsehserie benannt. Clarence, ein gemütlicher Bursche mit dichtem blaugrauem Fell, trug es mit Würde und Fassung.

Allerdings bemerkte ich gleich, dass mit meinem alten Freund etwas nicht stimmte. Er wirkte müde und kraftlos, und auch sein dickes, samtiges Fell konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass er Gewicht verloren hatte.

»Guten Abend, mein Lieber. Bitte entschuldige, wenn ich dich geweckt habe. Ich habe gerade einen kleinen Verdauungsspaziergang gemacht und dachte, ich schau mal bei dir vorbei. Ich habe dich schon eine ganze Weile nicht mehr im Garten gesehen. Geht es dir gut?«

»Ach, frag nicht.« Clarence ließ den Kopf auf die Pfoten sinken. »Seit Wochen fühle ich mich schwach, bin appetitlos, und dann hat meine Menschin mich zu der Hexe gebracht.«

»Oje, zur Hexe?«, stieß ich hervor. »Du Ärmster!«

Allein die Erwähnung ließ mir das Fell im Nacken zu Berge stehen. Die Hexe lebte an einem grausigen Ort, der durchdrungen war vom Angstschweiß gequälter Kreaturen. Selbst die vorlautesten Kläffer zitterten wie Espenlaub und klemmten die Rute ein, wenn sie zu ihr hineingezerrt wurden. Wenn man auf den blitzend silbernen, kalten Opferaltar der Hexe gehoben wurde, wusste man nie, was einem blühte. Manchmal betastete sie einen nur und schaute einem ins Maul und in die Ohren, doch dann wieder ... ich rede nur höchst ungern darüber, es ist so entwürdigend.

An diesem Ort geschehen eigenartige und furchterregende Dinge. Manchmal verliert man das Bewusstsein und wacht benommen und taumelnd zu Hause wieder auf. Selbiges passierte mir, als ich ein ganz junger Bursche war und noch bei meiner ersten Menschin lebte. Als ich nach einem Besuch bei der Hexe wieder aufwachte, hatte ich eine kleine Wunde am Unterleib und fand mich eigenartigerweise meiner Manneskraft beraubt. Ich weiß nicht, was dort mit mir geschehen ist, aber man hört so einiges. Allerdings gibt es auch Katzen, die behaupten, die Hexe habe sie von schweren Gebrechen geheilt.

»Was ... was ist dort geschehen?«, fragte ich voller dunkler Ahnungen.

»Um ehrlich zu sein, ich weiß es nicht«, erklärte Clarence. »Ich muss kurz das Bewusstsein verloren haben. Aber es muss etwas Schlimmes gewesen sein, denn als ich wieder aufwachte, saß meine Menschin weinend neben mir. Seither ist sie nicht mehr dieselbe. Sie wirkt kraftlos und niedergeschlagen. Ich frage mich, ob die Hexe ihr auch etwas angetan hat.«

»Wer weiß«, sagte ich. »Ihre Macht über die Zweibeiner darf man nicht unterschätzen. Aber du sagtest, du hättest dich schon zuvor nicht gut gefühlt?«

»Ja. Seit einiger Zeit fühle ich mich immer müde und schlapp, habe Bauchweh, und mir fehlt der Appetit«, klagte Clarence. »Vielleicht ist meine Zeit gekommen. Schließlich bin ich nicht mehr der Jüngste.«

»Sag doch so etwas nicht, alter Knabe. Bestimmt wirst du wieder gesund«, sagte ich. Aber insgeheim fürchtete ich, er könnte recht haben. »Kann ich irgendetwas für dich tun?«

»Ich wüsste nicht, was«, sagte Clarence. »Aber es ist lieb, dass du vorbeischaut. Dein Besuch hat mich gleich etwas aufheitert. Morgen findet die Frost Fayre statt, nicht wahr? Setz dich doch zu mir und erzähle mir noch ein wenig von deinem

Spaziergang und ob es schon etwas zu sehen gab.«

Also erzählte ich Clarence von den Aufbauarbeiten, die ich gesehen hatte, vom diesjährigen Baum und den Schaufensterdekorationen. Gegen Ende meiner Erzählung merkte ich, wie sein Blick immer träger wurde, und er wieder und wieder blinzelte.

»Du bist müde, alter Freund. Ich werde dich jetzt ausruhen lassen. Morgen Abend komme ich wieder vorbei und erzähle, was auf der Frost Fayre passiert ist.«

»Mjaaa, das wäre schön«, murmelte er schläfrig und zog die Pfote über die Augen. »Gute Nacht, Ozzy.«

»Gute Nacht, Clarence. Bis morgen.«

»Hört ihr das?« Pomona legte den Finger auf die Lippen. »Ich glaube, da kommt die Prozession. Gleich wird die Baumbeleuchtung eingeschaltet.«

June lauschte und konnte entfernte Dudelsackklänge und Trommeln hören.

»Stimmt. Es ist schon bald fünf. Wann machen eigentlich die Stände zu? Ich wollte nochmal bei dem Stand mit dem leckeren Toffee-Wodka vorbeischaun. Da habe ich in der Mittagspause eine Probe abgegriffen. Die war so lecker!«

»Die Stände schließen um sechs, aber geht doch einfach jetzt schon, wenn ihr möchtet«, bot Janet an. Sie half dienstags, freitags und samstags im Book Nook aus. »Die letzte halbe Stunde vor Ladenschluss komme ich schon allein klar. Jetzt ist ja nicht mehr so viel los. Ich schließe dann ab und bringe euch den Schlüssel vorbei.«

»Bist du sicher? Möchtest du denn nicht selbst noch einmal schauen?«, fragte June.

»Ach was«, wehrte Janet ab. »Ich war heute Vormittag schon ausgiebig bummeln. Meine Weihnachtsgeschenke habe ich schon alle beisammen.«

»Na dann ...« June sah zu Pomona hinüber. »Lass uns gehen. Danke, Janet. Das ist echt nett von dir.«

Als sie den Laden verlassen wollten, hockte Ozzy an der Tür, als hätte er nur darauf gewartet. June lachte. »Na, du Stromer? Möchtest du uns ein Stück begleiten? Normalerweise nimmst du doch die Katzenklappe.«

Ozzy miaute und strich ihr um die Beine.

»Na, dann komm«, sagte sie und öffnete die Tür. Der wuschelige Kater huschte hinaus und lief zielstrebig in Richtung Marktplatz davon, als hätte er einen wichtigen Termin.

Rund um das Marktkreuz drängten sich bereits die Leute, und June und Pomona mischten sich unter die Zuschauer. Ein Trommelwirbel kündigte den Pfarrer und den Bürgermeister an, und Stille senkte sich über die Menge. Der Pfarrer sprach einen Segen, und der Bürgermeister startete den Countdown für die Festbeleuchtung. Alle zählten laut mit. Als schließlich die Lichter am Baum erstrahlten, jubelte die Menge, und das Blasorchester spielte Jingle Bells.

»Ich laufe noch schnell zu dem Stand mit dem Toffee-Wodka, bevor die schließen«, verkündete June und drängte sich durch die Menge, um auf die High Street zu gelangen. Sie erreichte den Stand gerade noch rechtzeitig und kaufte noch je eine Flasche Toffee-Wodka für sich, ihren Halbbruder Wade und ihre Freundin Tamsin. Zufrieden machte sie sich auf den Rückweg.

Die Mensentraube rund um das Marktkreuz begann sich bereits aufzulösen, und viele der Besucher machten sich auf den Weg zur Pendelbushaltestelle bei der St John's Church. June runzelte die Stirn, als sie etwas abseits des Pulks Pomona

und Janet entdeckte, die irgendwie aufgewühlt wirkten.

»Hallo, ihr zwei!«, rief sie, als sie nähergekommen war. »Was ist denn los?«

»Stell dir vor, die Spendendose für das Tierheim ist verschwunden!«, rief Janet. »Ach, ich mache mir solche Vorwürfe. Ich hätte sie gleich ins Hinterzimmer bringen sollen. Ich war zwischenzeitlich nur kurz hinten im Laden, um etwas aufzuräumen, und habe es auch gar nicht gleich bemerkt. Erst, als ich die Kasse gemacht habe, fiel mir auf, dass die Dose dort nicht mehr stand. Natürlich werde ich den Schaden ersetzen.«

»Ach, papperlapapp, Janet! Das kommt überhaupt nicht in die Tüte«, widersprach Pomona. »Es ist doch nicht deine Schuld. Ich hätte sie genauso gut wegschließen können, als wir gegangen sind. Allerdings schockiert es mich, dass bei uns so etwas geschieht. Ich hatte immer das Gefühl, hier wäre die Welt noch in Ordnung und die Menschen überwiegend ehrlich.«

»Das sind sie im Großen und Ganzen ja auch«, meinte June und seufzte. »Noch ist das kein Grund, gleich den Glauben an die Menschheit zu verlieren, Mona. Ein faules Ei ist ja immer mal dabei. Wir sollten das Geld aus der Kasse nehmen. Nächstes Mal sind wir vorsichtiger.«

»Sollten wir den Diebstahl nicht anzeigen?«, fragte Janet.

»Ich glaube nicht, dass die Polizei bei so einer Lappalie ermittelt, und ich wage zu bezweifeln, dass sie den Dieb schnappen«, wandte June ein. »Und Darcy ist ohnehin nicht gut auf uns zu sprechen nach der Sache mit dem Spuk im Pfarrhaus vor zwei Monaten. Ich fürchte, er hält mich für eine neugierige Wichtigtuerin, die sich ständig überall einmischt.«

»Ja, vielleicht hast du recht«, stimmte Pomona zu. »Wir können selbst herausfinden, wer die Dose gestohlen hat. Kannst du dich erinnern, wer zu der Zeit im Laden war, Janet?«

»Also, ich erinnere mich, dass diese Frau mit dem nervigen Kind da war. Ihr wisst schon dieses Mädchen, das immer die Katzen bedrängt.«

»Ach die!«, rief Pomona. »Brienna heißt das Mädchen, wenn ich mich richtig entsinne.«

»Die Mutter hat mal ein Buch bestellt, ich glaube, der Nachname war Townsend«, erinnerte sich June. »Und sonst?«

»Also, ich erinnere mich, dass dieser junge Typ mit der Gitarre kurz da war. Dieser Straßenmusiker, der häufig an der Ecke vor dem Antiquariat sitzt. Er hat nach Whalley gefragt.«

June zog die Augenbrauen hoch und wollte gerade etwas sagen, doch Pomona kam ihr zuvor.

»Halt! Ich weiß, was du sagen willst. Sicher wäre es für den jungen Mann viel Geld und er könnte es gut gebrauchen, aber wir sollten uns nicht von Vorurteilen leiten lassen.«

»Okay, dennoch sollten wir ihn als Täter nicht ausschließen«, erwiderte June.

»War noch jemand da? Oder hat sich jemand auffällig verhalten?«

Janet dachte eine Weile nach. »Nicht, dass ich wüsste, aber ich war ja auch kurz hinten im Laden, und ich meine, ich hätte zweimal die Klingel gehört. Deswegen bin ich auch wieder nach vorne gekommen, um zu sehen, ob ich helfen kann, aber da war niemand. Wahrscheinlich ist jemand nur kurz hereingekommen und gleich wieder gegangen.«

»Das könnte doch unser Dieb gewesen sein!«, rief Pomona.

»Vielleicht«, stimmte June zu. »Allerdings müsste die Person dann recht zielstrebig vorgegangen sein, oder nicht?«

»Na ja, die Dose stand direkt neben der Kasse. Vielleicht wollte die Person eigentlich in die Kasse greifen und hat die Gelegenheit genutzt«, überlegte Pomona.

»Ach, das bringt uns alles nicht weiter.« June seufzte. »Ich

fürchte, das Geld können wir vergessen. Lehrgeld fürs nächste Mal. Wenn wir eine Spendendose aufstellen, sollten wir sie nicht aus den Augen lassen und besser noch regelmäßig leeren und das Geld wegschließen.«

»Ja, du hast recht. Es ist den Ärger und Aufwand nicht wert«, stimmte Pomona zu. »Den Schaden zahlen wir aus der eigenen Tasche und lernen daraus fürs nächste Mal. Allerdings bin ich menschlich enttäuscht.«

»Ich weiß, was du meinst.« June nickte. »Wer klaut denn Spendengeld für Tiere in Not?«

»Offenbar jemand ohne Manieren oder Gewissen«, befand Janet. »Und natürlich steuere ich auch etwas bei. Es ist zumindest zum Teil meine Schuld, ganz gleich, was ihr sagt.«

»Tja« Pomona zuckte mit den Achseln. »Schade, dass die Frost Fayre so endet. Aber wir sollten uns davon nicht die Weihnachtsstimmung vermiesen lassen. Ich gehe rüber zu St John's. Meine Mitbewohnerin Bridget arbeitet dort am Kuchenstand. Ich habe versprochen, dass ich beim Abbauen und Restevernichten helfe. Habt ihr Lust, mitzukommen? Ein Stück Kuchen und eine schöne Tasse Tee sind probate Mittel gegen schlechte Laune.«

»Das klingt nach einer Spitzenidee«, sagte June. »Dann auf zum Restevernichten.«

Wie bitte? Hatte ich da gerade richtig gehört? Ich sprang vom Kistenstapel hinter dem Marktstand, wo ich gegessen und die Baumbeleuchtungszeremonie aus sicherer Distanz beobachtet hatte, und sah den drei Menschinnen nach, die in Richtung der Kirche davongingen. Die Spenden für das Tierheim waren gestohlen worden, und die drei wollten nichts weiter unterneh-

men? Ein Skandal! Nun gut, sie wollten das Geld aus der eigenen Tasche ersetzen, aber hier ging es doch wohl ums Prinzip! Soll diese skrupellose Person, die sich an Geld für benachteiligte Tiere in Not vergreift, wirklich ungeschoren davonkommen? Das konnte ich unmöglich zulassen.

Sofort lief ich zurück zum Buchladen, wo ich die Treppe ins Obergeschoss hinaufstapelte. Mac lag wie immer auf seinem Lieblingsplatz im Erkerfenster und döste.

»Mac! Kumpel! Alter Freund! Wach auf!«, rief ich.

Er fuhr auf. »Mensch, Alter! Was machst du denn für einen Wirbel? Du hast mich ja zu Tode erschreckt.« Dann blinzelte er. »Ist was passiert?«

»Allerdings!«, sagte ich, sprang zu ihm auf den Fenstersitz und setzte ihn über das Geschehen ins Bild.

»Heilige Klumpstreu!«, rief er. »Das ist ja ein Ding. Da klaut einer die Moneten, und ich habe nichts gemerkt!«

»Vielleicht ja doch«, gab ich zu bedenken. »Warst du die ganze Zeit hier oben, während ich draußen war?«

»Nein«, erklärte Mac und legte süffisant den Kopf schief. »Ich bin geflüchtet, als Brienna die Schreckliche mit ihrer Mutter hereinkam. Sie hat nach dir gefragt. ›Wo ist denn der süße Wuschel? Kann ich ihn steicheln?«

Ich seufzte. »Gut, dass ich nicht da war. War außer den beiden noch jemand im Laden?«

»Jemand kam herein und fragte nach Whalley«, erinnerte sich Mac. »Janet hat ihm gesagt, dass Rufus heute nicht arbeitet und bestimmt schon nach Hause gefahren ist. Der Mann bedankte sich und ging. Ich habe mich gereckt, um zu sehen, wer es war, als er auf die Straße trat. Er hatte eine Gitarre bei sich und einen kleinen Hund dabei und ging in Richtung Markt.«

Soweit deckte sich Macs Beobachtung mit Janets Bericht. »Und sonst? Hast du noch etwas gehört oder gesehen?«

»Eine Weile später ging die Klingel noch einmal, also muss noch jemand hereingekommen sein«, erzählte Mac. »Doch die Person ist nur kurz geblieben. Natürlich war ich neugierig und habe wieder aus dem Fenster gesehen. Doch die Person war nicht zu erkennen. Sie trug einen dunklen Umhang mit Kapuze.«

»Wir haben also fünf Verdächtige«, überlegte ich.

»Fünf?« Mac sah mich verwundert an.

»Brienna und ihre Mutter, der Gitarrenmann, die unbekannteste Person im Umhang und Janet.«

Mac lachte. »Janet? Mach dich bitte nicht lächerlich. Ich kenne kaum einen Zweibeiner, dem ich es weniger zutraue, außerdem arbeitet sie ehrenamtlich im Tierheim.«

»Nun gut, ja. Ich denke, Janet können wir tatsächlich ausschließen, ich wollte nur gründlich sein«, räumte ich ein. »Also ... Brienna, der Musikus oder das Phantom mit dem Cape.«

»So sieht es aus«, stimmte Mac zu. »Und? Was gedenkst du, zu unternehmen?«

»Zuerst sollten wir unsere Verdächtigen überprüfen«, schlug ich vor. »Vielleicht finden wir die Spendendose bei ihnen.«

»Bei zwei Verdächtigen wissen wir immerhin, wo sie wohnen«, meinte Mac. »Allerdings habe ich überhaupt Lust, freiwillig in Briennas Haus nachzusehen. Ich mache immer einen großen Bogen darum.«

»Also, ich reiße mich gewiss auch nicht um diese Aufgabe«, erwiderte ich. »Dieses kleine Biest stürzt sich immer erbarungslos auf mich, sobald ich mich blicken lasse.«

»Wollen wir das mit einem Duell klären?« Wieder legte Mac den Kopf schief, sah mich herausfordernd an und sprang von der Fensterbank.

»Na gut«, willigte ich ein, auch wenn ich den Verdacht nicht abschütteln konnte, dass Mac nicht immer ganz fair spielte.

»Ich lasse dir die Wahl«, sagte er, als wir vor dem Korb standen. Ich begutachtete die Knäuel und versuchte abzuschätzen, welches das Kleinste war.

»Ich nehme das blaue«, sagte ich schließlich.

»Wie du meinst ...« Mac grinste.

»Nein, halt! Das rote, ich nehme das rote.«

»Auch gut.« Mac wartete, bis ich das Knäuel aus dem Korb gefischt hatte, dann schnappte er sich das blaue. Verdamm! Mir schwante Übles.

»Auf drei, Kumpel. Wer sein Knäuel zuerst vollständig abgewickelt hat, gewinnt. Der Verlierer muss zu Brienna.«

»Also gut«, sagte ich und brachte mich in Position. »Eins ... zwei ... und drei!«

»Verflucht noch einmal!«, murrte ich und sprang über die Mauer in den Garten der Townsends. »Ich wusste es. Dieses Schlitzohr.«

Immerhin war es bereits spät, und es bestand die Möglichkeit, dass Brienna bereits schlief. Ich strich ums Haus und suchte nach einer Einstiegsmöglichkeit, allerdings waren alle Fenster und Türen geschlossen. Tja, da würde ich wohl gehen müssen und es ein anderes Mal versuchen, dachte ich – was mir zugegebenermaßen ganz recht war. Doch plötzlich fiel ein Schatten auf die Terrasse, und die Tür wurde geöffnet. Ein Mann trat ins Freie und ließ sich auf einen der Gartenstühle fallen. Er fischte ein Päckchen aus der Tasche, in dem sich vermutlich diese Stinkstäbchen befanden, die manche Menschen sich ins Gesicht steckten. Von drinnen konnte ich eine weibliche Stimme hören.

»Ach, Harold! Lass doch nicht immer die Tür sperrangelweit

offen, wenn du schon qualmen musst. Das zieht doch alles herein, und außerdem kommen Motten und Mücken ins Haus.«

Ich begriff, dass mir nicht viel Zeit blieb und sprintete los. Gerade noch rechtzeitig. Die Frau – vermutlich Briennas Mutter, so schnell hatte ich es nicht erkennen können – kreischte. »Harooooold! Da ist irgendwas reingelaufen. Irgendein riesiges Biest.«

Biest. Von wegen. Hier gab es nur ein Biest, und dass hieß ... Brienna!

Ich erstarrte, als ich in den Flur gelaufen kam und das Mädchen im Nachthemd aus einer Tür getappt kam.

»Mama?«, rief es und rieb sich die Augen. »Ich kann nicht schla...« Ihr Blick fiel auf mich, und in ihrem Gesicht breitete sich dieses diabolische Grinsen aus, das mir nur allzu bekannt war. »Miiiiieezi! Wie schön! Du kommst mich besuchen!«

Verzweifelt sah ich mich nach einem Fluchtweg um, doch es war zu spät. Schon war sie herangekommen, hatte mich gepackt und in ihr Zimmer geschleift, wo sie mich in den Kleiderschrank sperrte.

»Brienna?«, hörte ich ihren Vater aus dem Flur.

»Pst, Miezi!«, zischte sie. »Du musst leise sein. Mama erlaubt keine Katzen im Haus.«

»Ja?«, rief sie. »Was ist denn, Daddy?«

»Deine Mum behauptet, irgendein Tier wäre hereingelaufen.« Seine Stimme klang jetzt deutlich näher. Ich hörte Schritte, und der ekelhafte Geruch der Stinkstäbchen drang zu mir in mein Versteck. Angewidert wich ich in die hinterste Schrankecke zurück.

»Nein, hier ist nichts. Guck, Daddy.«

»Ich seh mal unter dem Bett nach«, hörte ich ihn sagen. Kurze Zeit später erhob er sich stöhnend. »Ich bin zu alt für diesen Mist. Deine Mutter muss sich das eingebildet haben. Keine

Angst, Prinzessin. Geh nur wieder schlafen. Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Daddy!«, flötete Brienna zuckersüß, und ihr Vater verließ das Zimmer wieder. Eine Weile blieb es still. Dann wurde die Schranktür geöffnet.

»Wir müssen ganz leise sein, Miezi«, flüsterte Brienna. »Weißt du, ich wünsche mir doch so doll eine Katze, aber Mum erlaubt es nicht. Ich bin so froh, dass du mich besuchen kommst. Jetzt können wir die ganze Nacht miteinander spielen. Du darfst alle meine Puppensachen anprobieren, und ich mache dir eine schicke Frisur. Das wird ganz toll!«

Kalte Panik ergriff mich, doch ich wusste, es war meine einzige Chance. Ein Held weiß, wann eine Sache es wert ist, sich für sie zu opfern.

»Alter, wie siehst du denn aus!« Mac kugelte sich vor Lachen auf dem Boden.

Ich fand das überhaupt nicht witzig.

»Frag nicht«, murrte ich, sprang zu ihm auf das Sofa und versuchte verzweifelt, mit den Pfoten die rosa Bändchen aus meinem Fell zu streifen. »Es ist entwürdigend.«

»Hast ... hast du ...« Mac schnappte nach Luft. »Hast du wenigstens etwas herausbekommen?«

»Ja«, knurrte ich und zerrte am Ende eines pinkfarbenen Glitzerschleifchens. »So ungern ich es zugebe, sie waren es nicht.«

»Nicht?« Mac blinzelte mich an. »Und woher weißt du das?«

»Brienna hat mir die ganze Zeit dir Ohren vollgejammert, wie gerne sie eine Katze hätte. Sie sagte, sie hätte sogar ihr gesamtes Taschengeld in die Spendenbox fürs Tierheim gesteckt. Ihre Mutter fand das wohl so rührend, dass sie Brienna ver-

sprochen hat, noch einmal darüber nachzudenken, ob sie eine Katze haben darf.«

»Das macht sie ja beinahe sympathisch«, befand Mac.

»Ja, das gebe ich zu. Wobei ich glaube, dass zu einer so ... einnehmenden und bestimmenden Persönlichkeit ein Hund wesentlich besser passen würde.« Angewidert spuckte ich einen Fetzen des Glitzerbändchens aus.

Mac begann sofort wieder zu kichern. »Verdammt, Ozzy, du solltest dich im Spiegel sehen!«

»Nein danke, kein Bedarf!«, brummte ich. »Jedenfalls können wir die beiden wohl von der Liste der Verdächtigen streichen. Bleiben also noch der Gitarrenmann und unsere mysteriöse Gestalt im Cape. Allerdings werde ich jetzt erst einmal eine Runde schlafen. Die Nacht war alles andere als erfreulich.«

»Schlaf gut und träume süß, Prinzessin«, sagte Mac und lachte.

»Mir reicht's, ich gehe wieder rein«, schimpfte Macavity, als wir uns am nächsten Morgen auf die Suche nach dem Mann mit der Gitarre machten. »Ich bin schon ganz steif gefroren.«

»Stell dich nicht so an, wir sind erst eine halbe Stunde draußen!«, rief ich. »Ich dachte, du wärest ein harter Bursche, der das Leben auf der Straße gewohnt ist.«

»Gewohnt war«, entgegnete Mac. »Das ist ein entscheidender Unterschied. Zur Not weiß ich, wie ich mich durchschlage, wie man die Mülltonnen im Hinterhof von Restaurants aufbekommt oder wo man fette Ratten findet. Aber jetzt habe ich ein Zuhause und brauche diesen Mist nicht mehr.«

»Wie dem auch sei, hör auf herumzujammern«, schalt ich. »Du wirst gebraucht. Um einen Herumtreiber aufzuspüren,

braucht man den Instinkt eines Herumtreibers.«

»Richtig, aber der sagt mir, wir sollten uns ein warmes und trockenes Plätzchen suchen«, maulte Mac.

»Warm und trocken«, überlegte ich. »Wenn du darauf angewiesen wärst, irgendwo zu stehen, wo genügend Leute vorbeikommen, du es aber gern warm und trocken hättest. Wo würdest du da hingehen?«

»Ich schätze, ich würde mir eine Ecke suchen, wo ich ein Dach über dem Kopf habe und vor Wind geschützt bin«, meinte Mac. »Vielleicht in der Passage beim Glastonbury Experience Courtyard oder im Durchgang zu den Assembly Rooms.«

»Siehst du? Du denkst wie ein Streuner, und ich möchte wetten, dass es uns hilft, den Gitarrenmann zu finden.«

Wir trotteten los in Richtung High Street und erreichten bald den Glastonbury Experience Courtyard. Aber da war nichts zu sehen. Ich spitzte die Ohren. »Hör mal, Mac.«

»Gitarrenmusik!«, rief er und drehte den Kopf. »Da entlang!«

Wir folgten dem Geräusch ein Stück weiter die Straße hinauf, und tatsächlich. Unter dem Torbogen im Durchgang zu den Assembly Rooms stand der junge Straßenmusiker. Auf dem Boden lag sein geöffneter Gitarrenkoffer und daneben ein kleiner Flickenteppich, auf dem zusammengerollt sein Hündchen lag und schlief.

»Bingo!«, flüsterte Mac und blieb stehen.

Die Nase des kleinen Hundes zitterte, die Ohren stellten sich auf und er hob den Kopf. Geistesgegenwärtig sprang ich auf den Deckel der Mülltonne neben dem Torbogen, aber Macavity blieb nur die Flucht. Laut fauchend und kreischend sprintete er davon, als der Kläffer sich mit ohrenbetäubendem Gebell auf ihn stürzte. Verdutzt hörte der Zweibeiner auf zu spielen und stellte die Gitarre ab.

»Was zum Geier, Otis?«, rief er und blickte seinem vierbeinigen Freund nach, der hinter Mac her die Straße hinunterjagte. »Verflucht! Du verrückter kleiner Racker!«

Eilig steckte er das Geld aus dem Gitarrenkoffer in seine Tasche, legte die Gitarre hinein und klappte den Koffer zu. Dann schnappte er das Instrument und den Flickenteppich und eilte hinterher.

Elegant sprang ich von meinem sicheren Beobachtungsposten hinunter und folgte dem Mann, der die Straße entlanghetzte, wobei ihm der Gitarrenkoffer immer wieder gegen das Bein schlug.

»Otis, lass die Katze in Ruhe und komm her!«

Ich sah, wie Mac am Ende der High Street nach rechts in die Northload Street abbog. Vermutlich hatte er vor, durch den Hinterhof in den Laden zu flüchten. Wenn er Glück hatte, würde sein Verfolger den geheimen Durchschlupf hinter dem Ligusterbusch nicht finden. Mac würde schon klarkommen.

Der Gitarrenmann hatte nun ebenfalls das untere Ende der Straße erreicht und ließ mit einem frustrierten Stöhnen den Gitarrenkoffer sinken.

»Otis! Komm sofort zurück!«

Das aufgeregte Bellen klang immer entfernter. Der Mann sah prüfend zum Himmel. Die grauen Wolken begannen, sich zu lichten und die Sonne blitzte hindurch. Er zuckte mit den Schultern, breitete den alten Teppich auf dem Boden aus, holte sein Instrument aus dem Koffer, stellte sich auf die unterste Stufe des Marktkreuzes und begann wieder zu klampfen.

Vermutlich würde es Mac bald gelingen, seinen Verfolger abzuschütteln, und der blöde Kläffer würde zu seinem Herrchen zurückkehren. Also bezog ich in sicherem Abstand Position und setzte mich auf die gemauerte Beeteinfassung vor dem kleinen Juweliergeschäft neben dem Mocha Berry Café.

Es dauerte nicht lange, und der Hund kehrte zurück. Ich reckte mich und kniff die Augen zusammen. Nanu? Irgendetwas trug das Biest im Maul. Alle Vorsicht vergessend sprang ich von der Mauer und lief in Richtung Marktkreuz, um es mir genauer anzusehen. Hinter dem steinernen Blumentrog ging ich in Deckung und spähte dahinter hervor, als der Hund seine Beute auf dem Flickenteppich ablegte.

»Nanu, Otis, was hast du denn da?« Die Gitarrenmelodie riss ab. Offenbar hatte der Mann sein Instrument wieder abgestellt, vermutlich um nachzusehen, was der Hund dort angeschleppt hatte. Doch ich musste nicht näher herangehen, denn das zylindrische Objekt aus blauem Plastik mit dem gelben Aufkleber darauf kam mir nur allzu bekannt vor: die Spendendose aus dem Book Nook!

June schrak auf, als sie die Katzenklappe scheppern hörte und kurz darauf Mac in den Laden gestürmt kam. Er schlitterte über die Holzbohlen, bog wie der geölte Blitz in den hinteren Teil des Ladens ab und fetzte die Treppe hinauf.

June schüttelte lachend den Kopf. »Was ist denn in dich gefahren? Hast wohl deine verrückten fünf Minuten«, sagte sie mehr zu sich selbst, denn Mac war längst verschwunden. Aus dem Hinterhof war leises Bellen zu hören.

»Ah! Das erklärt es wohl«, murmelte sie und widmete sich wieder der Programmvorschau, die sie gerade durchstöbert hatte.

Wenig später läutete die Glocke über der Eingangstür. June blickte auf und erkannte den jungen Straßenmusiker, der laut Janet am Tag der Frost Fayre im Laden gewesen war und nach Whalley gefragt hatte.

»Guten Tag, kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie, doch dann wurde ihr Blick auf etwas Blaues in seiner Hand gezogen. Sie runzelte die Stirn.

»Ich weiß nicht«, sagte er. »Die hier hat mein Hund gerade angeschleppt. Und dann fiel mir ein, dass ich neulich hier im Laden war und so eine Dose neben der Kasse stand. Ist ... ist das vielleicht Ihre?« Er stellte die Spendendose auf den Tresen.

June schüttelte sie. Leer. »Allerdings. Sie wurde am Tag der Frost Fayre gestohlen.«

»Gestohlen?« Der junge Mann legte die Stirn in Falten, dann hob er die Hand. »He! Moment mal. Sie wollen damit doch wohl nicht andeuten, dass ich ... So etwas würde ich nie tun!«

June dachte kurz nach und schüttelte dann den Kopf. »Nein, natürlich nicht, entschuldigen Sie. Für einen Moment dachte ich tatsächlich ... aber Sie wären dann wohl kaum so dumm, mir die leere Dose zurückzubringen.« Sie lächelte. »Tut mir leid. Ich wollte Sie nicht beschuldigen.«

»Schon gut.« Der junge Mann zuckte mit den Schultern. »Klar, dass Sie erstmal misstrauisch sind.«

»Wo hat Ihr Hund die Dose denn gefunden?«, fragte sie.

»Ich habe keine Ahnung. Er hat eine Katze gejagt und ist hier in der Straße verschwunden. Mir wurde es zu bunt und ich habe es aufgegeben, ihm hinterherzulaufen. Also habe ich mich auf den Marktplatz gestellt und gewartet. Und dann kam er mit dem Ding zurück.«

June horchte auf. »Er hat eine Katze gejagt, sagen Sie? Eine rotgetigerte?«

»So genau habe ich es nicht gesehen, aber jetzt, wo Sie es sagen ... ja, ich glaube, das kann sein. Sie hatte jedenfalls einen hellen Bauch und das Fell war auch eher hell.«

»Macavity!«, rief June aus. »Dann war das Ihr Hund, den ich

eben im Hinterhof habe bellen hören.«

Ich zwängte mich durch das Loch im Zaun in den Hinterhof und rümpfte die Nase. Der Köter musste hier gewesen sein. Hunde nehmen es mit der Körperhygiene schließlich nicht so genau wie wir Katzen und riechen bisweilen etwas streng, vor allem bei feuchtem Wetter. Ausnahmsweise war das für mich von Vorteil. Schnuppernd folgte ich der Geruchsspur und sah gleich die Bescherung. Die Mülltonne war umgekippt und der Inhalt halb auf den Steinplatten verteilt. Ich malte mir das Geschehen wie folgt aus: Mac hatte sich auf die Mülltonne geflüchtet, und der Hund war daran hochgesprungen. Den Augenblick hatte Mac genutzt, um wieder von der Tonne zu springen und durch die Katzenklappe ins Haus zu laufen. Dabei musste die Tonne umgekippt und der Inhalt zum Teil herausgefallen sein. Folgen konnte der Hund nicht, denn die Katzenklappe öffnet sich nur für Mac und mich. Ich weiß nicht genau, wie die Menschen das hinbekommen, aber sie sind ja bisweilen sehr erfinderisch.

Offenbar hatte er sich dann über den Inhalt der Tonne hergemacht, hatte ihn im Hof verteilt und ... war auf die blaue Spendendose gestoßen. Doch wie um alles in der Welt war sie dort hineingekommen? War der Dieb aus dem Hinterausgang in den Hof geflüchtet? Aber Janet war laut ihrer Aussage im hinteren Teil des Ladens beschäftigt gewesen. Da hätte sie ihn doch bemerken müssen. Und wie war er dann aus dem Hof wieder hinausgelangt? Die Mauern und der Bretterzaun am hinteren Ende waren recht hoch. Da musste es sich schon um einen sehr sportlichen Zweibeiner gehandelt haben. Nein, das erschien mir alles wenig plausibel.

Aber wenn der Dieb den Laden durch die Vordertür verlassen hatte, wie war dann die leere Dose in der Tonne gelandet? Sehr seltsam. Aber plötzlich fiel mir etwas ein. Eine Beobachtung, die ich bis dahin für vollkommen unbedeutend gehalten hatte. Vielleicht ergab ja doch alles einen Sinn ...

June betrachtete die Bescherung. »Um Himmels willen, was ist denn hier passiert.«

»Oje«, sagte der Mann. »Bestimmt hat Otis die Tonne umgekippt, als er hinter der Katze hergelaufen ist. Warten Sie, ich räume das schnell weg.«

»Danke, das ist sehr nett. Ich helfe Ihnen.« June bückte sich und hob einen leeren Milchkarton auf.

»Lassen Sie nur. Es ist ja meine Schuld. Ich hätte besser auf meinen Hund aufpassen sollen«, sagte der Mann und stellte die Tonne wieder auf.

»Ach was, das geht doch schnell«, wehrte June ab. »Ich frage mich nur ... Glauben Sie, Otis hat die Dose hier im Garten gefunden?«

»Tja, ich wünschte, wir könnten ihn fragen«, meinte der Straßenmusiker.

»Na ja, vielleicht hat er sie auch hinten vor dem Zaun gefunden«, überlegte June. »Wenn der Dieb in den St John's Place gelaufen ist, könnte er die Dose dort weggeworfen haben.«

»Es tut mir wirklich leid, aber da kann ich Ihnen nicht weiterhelfen«, entschuldigte sich der Mann. »Ich habe nicht gesehen, wo er sie aufgesammelt hat.«

»Eigenartig«, überlegte June. »Sehr eigenartig. Wenn er sie hier im Hof gefunden hätte ... ich meine, hier kommt doch keiner rein. Es sei denn, der Dieb wäre durch die Hintertür

geflüchtet, aber dann hätte Janet ihn sehen müssen. Ach, ich habe keine Lust mehr, mir darüber den Kopf zu zerbrechen. Vermutlich ist er aus dem Laden in den St John's Place geflüchtet und hat die leere Dose ins Gebüsch oder über den Zaun geworfen.«

»Klingt einleuchtend«, sagte der Mann, griff in die Tasche seiner abgewetzten Jeansjacke und zog ein Pfundstück hervor. »Hier. Als Spende. Vielleicht kommt bis Weihnachten doch noch etwas zusammen.«

So leise wie möglich sprang ich vom Schreibtisch auf den Teppich des Arbeitszimmers. Ich konnte Mrs Norris nebenan im Wohnzimmer leise reden hören. Vorsichtig schlich ich in den Flur. Aus dem Wohnzimmer fiel nur ein schmaler Lichtstreifen hinein, doch wir Katzen sehen recht gut in der Dämmerung. Und das genügte, um meinen Verdacht zu bestätigen. An der Garderobe hing ein dunkler Samtumhang mit Kapuze. Ich hatte ihn neulich im Vorbeigehen bemerkt, mir aber nichts weiter dabei gedacht.

Unwillkürlich sträubte sich mein Nackenfell. Zutiefst erschüttert stand ich da und starrte auf das verräterische Kleidungsstück. Mrs Norris! Die freundliche, tierliebe Mrs Norris, die sich immer freute, wenn wir sie und Clarence besuchten und die oft abends nach uns sah, damit wir im Laden nicht so allein waren. Diese reizende alte Dame war eine Diebin? Noch dazu eine, die es auf Spenden für das Tierheim abgesehen hatte?

Meine ganze Welt geriet plötzlich ins Wanken. Das konnte doch einfach nicht wahr sein! Lange Zeit stand ich wie betäubt da und wusste nicht, was ich tun sollte. Als ich mich endlich

wieder rühren konnte, näherte ich mich vorsichtig der Wohnzimmertür und spähte in den Raum.

Mrs Norris saß auf dem Sofa und hatte Clarence auf den Schoß gehoben. Er sah elend aus. Das Fell war struppig und hatte seinen Glanz verloren. Der Körper darunter wirkte ausgezehrt und kraftlos, und ich konnte sehen, dass er flach und schnell atmete.

»Alles wird gut, mein Schatz«, murmelte Mrs Norris und streichelte sein Fell. »Alles wird gut. Morgen wirst du operiert. Du wirst sehen, bald geht es dir wieder besser.«

Der Schreck der Erkenntnis steckte mir noch so in den Knochen, dass ich nicht schnell genug reagierte, als sie plötzlich aufsaß. Noch bevor ich mich in den Flur zurückziehen konnte, hatte sie mich entdeckt.

»Ach, Ozzy!«, rief sie aus. »Wie schön, dass du uns besuchen kommst. Clarence geht es leider überhaupt nicht gut. Er muss dringend operiert werden, weißt du?« Sie kraulte Clarence hinter den Ohren und seufzte. Dann sah sie wieder zu mir herüber. Ihre blassblauen Augen wirkten müde, und sie blinzelte.

»Jetzt schau mich nicht so vorwurfsvoll an. Du hast ja recht! Nur woher sollte ich so schnell das Geld nehmen? Aber bis Weihnachten habe ich es wieder zusammengespart, und dann zahle ich alles zurück.«

Plötzlich verstand ich. Natürlich! Deshalb war sie nach dem Besuch bei der Hexe so traurig gewesen. Offenbar stimmte es, dass sie über Heilkräfte verfügte. Sie musste Mrs Norris gesagt haben, wie schlecht es um Clarence stand. Und da sich bei den Zweibeinern immer alles um diese Papierfetzen dreht, die sie Geld nennen, überraschte es mich auch nicht, dass man offenbar Geld benötigte, um ihn heilen zu können. Wie verzweifelt muss die alte Dame gewesen sein, dass sie sogar einen Diebstahl in Betracht gezogen hatte?

Ich fragte mich, warum sie nicht Pomona und June um Hilfe gebeten hatte. Doch die Zweibeiner verhielten sich bisweilen rätselhaft. Besonders wenn es um die Papierfetzen ging, konnten sie sich ziemlich merkwürdig aufführen. Vielleicht hatte Mrs Norris sich aus irgendwelchen Gründen geschämt, danach zu fragen.

Armer Clarence! Arme Mrs Norris! Beide taten mir unendlich leid, und ich lief ins Wohnzimmer und strich Mrs Norris um die Beine, um sie zu trösten. Sicher würde nun alles wieder gut werden.

»Merkwürdig!«, murmelte Pomona und betrachtete den Briefumschlag von allen Seiten.

»Was denn?«, fragte June und schaute ihr über die Schulter.

»Der hier war im Briefkasten, aber es ist keine Adresse und kein Absender drauf«, sagte Pomona.

»Eigenartig. Mach doch mal auf«, schlug June vor.

Pomona riss den Brief auf und stutzte. Nacheinander zog sie vier Fünfigpfundscheine heraus und legte sie auf den Tresen. Zuletzt kam ein gefalteter weißer Briefbogen zum Vorschein.

»Mit Schreibmaschine getippt«, stellte Pomona fest.

»Das wird ja immer seltsamer. Lies vor!«, drängte June.

Es tut mir sehr leid, dass ich Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet habe. Ich befand mich in einer sehr verzweifelten Lage und benötigte dringend Geld. Deswegen habe ich die Spendendose an mich genommen. Heute kann ich Ihnen das Geld endlich zurückgeben. Ich habe den Betrag etwas aufgerundet.

Herzlichst

Anonymous

»Das ist ja ein Ding!«, rief June. »Damit hätte ich nun wirklich nicht gerechnet. Das ist ja ein richtiges Weihnachtswunder. Ich wüsste ja nur zu gern, wer ...«

Pomona schüttelte den Kopf. »Ich habe das Gefühl, es ist besser, es nicht zu wissen.«

»Vielleicht hast du recht«, sagte June. »Tja, da wird das Tierheim sich auf jeden Fall freuen.«

Ich fühlte mich regelrecht befreit, als ich durch die Katzenklappe ins Freie trat. Mac folgte hinter mir.

»Ich bin erleichtert, alter Junge«, sagte ich. »Mrs Norris hat offenbar Wort gehalten. Mein Glaube an die Menschheit ist wiederhergestellt.«

»Du hattest einen Glauben an die Menschheit?« Mac grinste. »Von den meisten Zweibeinern hältst du doch nichts.«

»Ausnahmen bestätigen die Regel«, erwiderte ich. »He! Sieh mal, wer da oben in der Sonne liegt. Hallo, alter Freund! Du siehst gut aus!«

»Hallo Mac, hallo Ozzy«, grüßte Clarence und sprang von dem Mauervorsprung, auf dem er sich gesonnt hatte. »Mir geht es auch viel besser. Stellt euch vor. Mrs Norris hat mich wieder zur Hexe gebracht. Ich hatte solche Angst, und ich habe auch wieder das Bewusstsein verloren. Als ich zu Hause aufgewacht bin, war ich tatsächlich benommen und schwach, doch es ging mir von Tag zu Tag besser.«

»Das sieht man. Dein Fell glänzt wieder richtig«, stellte ich fest. »Und du hast auch wieder etwas zugelegt.«

»Mrs Norris hat mich ziemlich verwöhnt. Sie war so erleichtert, dass es mir besser geht.« Verschmitzt leckte er sich über das Maul.

»Ich freue mich, dich wieder wohlauf zu sehen«, sagte ich.

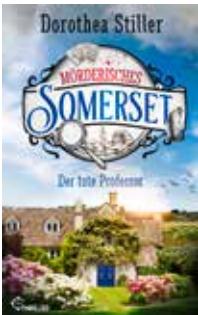
»Danke, mein Lieber. Ich wünsche euch beiden fröhliche Weihnachten.«

»Dir auch, Clarence. Eine schöne Weihnachtszeit und ein gutes und gesundes Neues Jahr.«

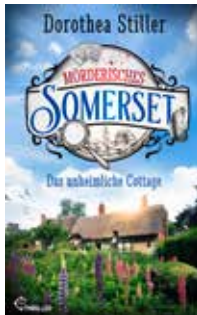
Dir hat diese Geschichte gefallen?

Dann lies oder hör doch gleich weiter!

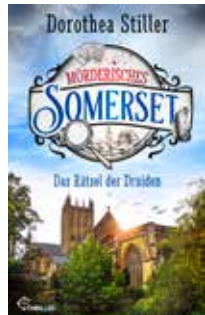
Die Cosy-Krimi-Serie »Mörderisches Somerset« findest du auf be-thrilled.de sowie in allen eBook-Stores und Hörbuch-Portalen.



978-3-7517-1567-6



978-3-7517-1568-3



978-3-7517-1569-0



© Bastei Lübbe AG, 2023

Umschlagmotiv: © shutterstock_Martin Fowler, © shutterstock_Kasefoto